

# Die Wahrheit über die Japaner.



Von

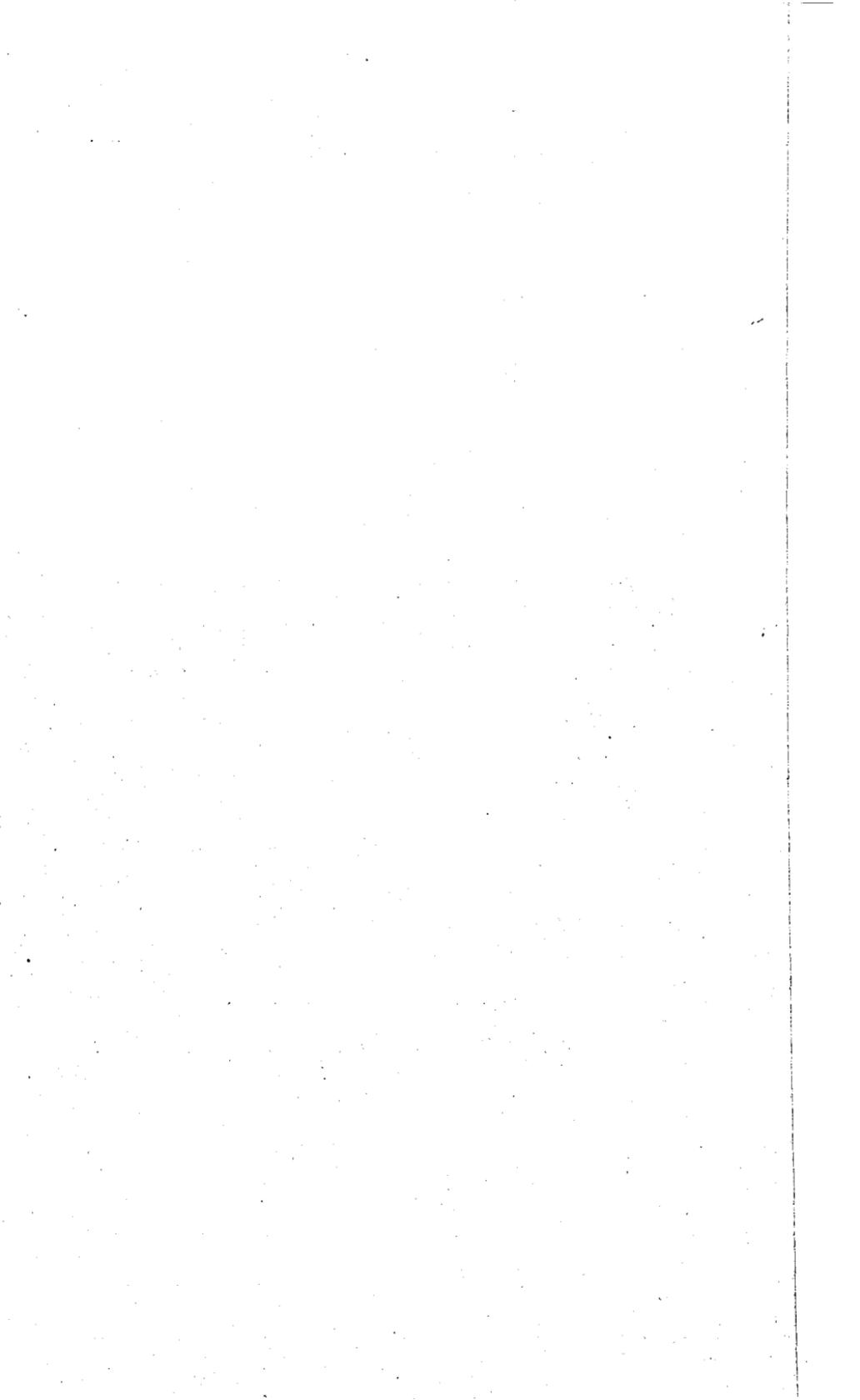
**FRANZ WOAS**

Wiesbaden.

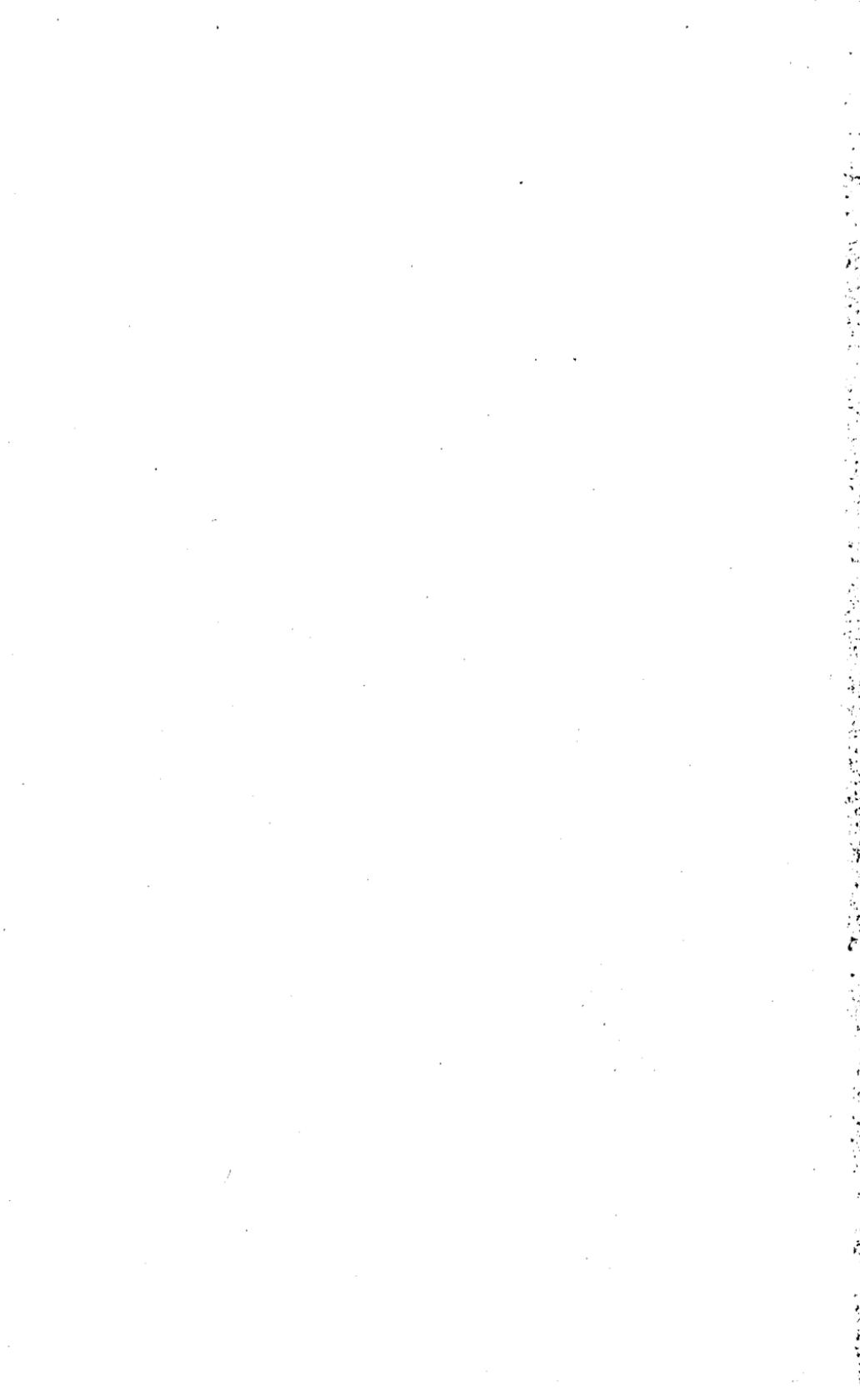
---

HERMANN WALTHER, Verlagsbuchhandlung,  
G. m. b. H.

BERLIN W. 30, Nollendorfplatz 7.



Die Wahrheit über die Japaner.



Die

# Wahrheit

über die

# Japaner.

Von

Franz Woas

Wiesbaden.

1908

HERMANN WALTHER, Verlagsbuchhandlung G.m.b.H.,  
BERLIN W. 30, Nollendorfplatz 7.

Druck von C. G. Röder G. m. b. H., Leipzig.

Japan  
NF 6600 W 837

870JAVJ

**W**elch merkwürdiges Land — dieses Japan!  
Wie schön und eigenartig die Natur!

Was für geweckte, liebenswürdige Leute — diese Japaner!

Was für liebliche Geschöpfe — diese Japanerinnen!

Und wie haben sie es verstanden, die moderne Gesittung sich anzueignen — die ganze Kultur Europas! Ja, dieses gewaltige Gebäude, an dem alle Völker Europas jahrhunderte- und jahrtausendlang gebaut haben, zu dem diese immer einen Stein um den andern langsam fügten — von den Japanern ist das gleiche im Fluge aufgerichtet worden, etwa so, wie man Ausstellungsgebäude über Nacht aufstellt aus fertig zugerichtetem Material.

Japan — unseren Vätern noch aufs strengste verschlossen — ist heute ein Land, wo der verwöhnte Europäer alles wiederfindet:

Eisenbahnen und Straßenbahnen; Telegraphen und Telephone; Gas- und elektrisches Licht; Fahrräder und Autos; Fabriken, wo die kräftigsten Dampfmaschinen wie die feinsten Werkzeugmaschinen in gleicher Weise, wo Eisenbahnwagen und Lokomotiven gebaut werden; auch Berg- und Hüttenwerke — kurz alles, was der Europäer hat.

Die Soldaten gehen bekleidet und bewaffnet wie im alten Europa; sie marschieren, exerzieren und manövrieren genau wie dort. Wenn ihre kurz gewachsenen Generäle mit den ernstesten Gesichtern über die Felder sprengen, dann sieht das militärische Bild nicht viel anders aus als das in Longchamps oder auf den Feldern bei Tempelhof oder Aldershot. Die Pferde sind die gleichen hochbeinigen Tiere; nur die darauf sitzen, machen hier vielleicht nicht ganz dieselbe Figur wie dort. Die Ordenssterne, welche die tapfere Brust bedecken, sind vielleicht zahlreicher und auch prunkvoller, als man es aus Europa gewöhnt ist.

An den Straßenecken steht der Polizist aufgepflanzt. In schönen steinernen Gebäuden sitzen die Beamten bei ihren Akten. Es gibt Bürgermeister und Oberbürgermeister, Stadträte und Stadtverordnete, Amtsrichter und Landrichter, Advokaten und Patentanwälte, Professoren und Standesbeamte, Regierungs- und Geheimeräte, Vortragende Räte, Wirkliche Räte und auch Exzellenzen. Auch ein Parlament sitzt gelegentlich zusammen, und da zeigen sich Parteien und Gruppen wie üblich. Die Masse schweigt, aber Führer treten auf und reden für sie; gewaltig ist der Rede Fluß, — alles ganz, wie es der Europäer gewohnt ist.

Auch Handelsgesellschaften, Aktiengesellschaften gibt es, Gesellschaften, welche Dividenden zahlen oder auch nicht; Banken, die feststehen, und wieder solche, die wanken und krachen; Handelskammern, die lange Jahresberichte herausgeben und ihre Nase überall hineinstecken; Trusts, die alles, alles umspannen möchten; Gewerbevereine und Handwerkervereine, die auf das Großkapital und die Großindustrie schimpfen; sogar schon Frauenvereine, die mit zarter Stimme ein großes Wort führen, und auch Sozialisten, die auch dort munter dabei sind, die Welt gründlich umzuwenden; und zuletzt gar gibt es auch Anarchisten in einer besonderen Abart, — solche, die im Zwielficht von Geschäft zu Geschäft ziehen und dem Banto heimlich ein Stück Papier mit einem großen Blutflecken vor die Augen halten, worauf besagter Banto alsbald an die Kasse stürzt und dem unheimlichen Gesellen, dem Abgesandten der „Gorotsuki“, genau die schöne runde Summe in die schmutzige Hand zahlt, die angeblich „für wohltätige Zwecke“ so dringend verlangt wird. —

Mit einem Worte: alles, was in Europa gedeiht, hat auch einen Ableger in Japan.

Die Japaner sind stolz darauf, und auch die Europäer sehen das mit Genugtuung an; sie finden sich gewissermaßen in den Japanern wieder.

In Wahrheit aber kehrt sich bereits das Kind wider den Vater.

Japan, das früher nicht nur Europa, sondern allen Ländern gegenüber — selbst denen der gelben Rasse — aufs peinlichste abgeschlossen war, hat es in kurzer Zeit fertig bekommen, für seine neue Art zu arbeiten und zu handeln, einen beträchtlichen Absatz in demselben Auslande zu finden, dem es früher verachtungsvoll seine Tore verschloß. Es gibt heute kaum ein Gebiet mehr, wo die Japaner nicht zum wenigsten den Versuch unternehmen, sich neben andere Länder zu setzen. Im eigenen Lande verdrängen sie die Fremden, und in den Nachbar- und überseeischen Ländern folgen sie beharrlich ihren Spuren. Sie haben es den Europäern glücklich abgelernt, die neuen Waren selbst zu benutzen; sie lernten es aber auch, sie selbst herzustellen und sie gleich diesen an den Mann zu bringen. Eine besondere Anlage befähigt sie zu alledem: eine hervorragende Gabe der Nachahmung.

Sie haben vorzeiten den Chinesen alles nachgemacht. Darauf allerdings hatten sie sich wieder verschlossen, um nach langem Schläfe wieder anderen nachzuzahlen — den Europäern.

Die Japaner selbst leugnen die Tatsache gar nicht, aber hierzulande ist sie zu wenig gewürdigt. Da uns die chinesische Kultur zu wenig bekannt ist, halten wir nur zu leicht die japanische für eine durchaus ursprüngliche; aber es ist so: Die Japaner liefern aus zweiter Hand. Ihre Tempelbauten, ihr Bronzeguß, ihre Malerei, ihre Ladarbeiten, ja ihre Religion, ihre Philosophie und Dichtkunst sind von ihnen vorzeiten aus China übernommen worden.

Es gebrach ihnen offenbar an der nötigen inneren Kraft und Eigenart, aus sich selbst heraus eine besondere und eigene Kultur zu gebären, und mehr oder weniger vom Zufall hing es ab, was sie von den Chinesen übernahmen. So fehlt es ihnen in einzelnen Ge-

werbezweigen vollständig. Sie kennen keine Glaskunst, keine Schmelzmalerei, keine Spitzen, keine Edelsteinkunst, keine Kunstschmiederei, keine Bildwirkerei! Selbst eine eigene Schrift zu schaffen — wozu es doch selbst Negern und Indianern, Eskimos und Feuerländern langte — sogar dazu reichte ihre natürliche Begabung nicht aus; anstatt eine solche, ihrer Sprache entsprechend, zu ersinnen, übernahmen sie richtig auch diese von den Chinesen. Sie hatten ihnen ja schon so vieles andere abgenommen; es ging in einem hin. —

Die Zeit kam, wo die Japaner merkten, daß das Kapital, das sie anderweit entnommen, allgemach aufgezehrt wurde. Jetzt hieß es, den Europäern nachzuahmen. Die Chinesen konnten ihnen nichts mehr bieten — also nach Europa!

Schon vorher hatten sie im stillen Bewußtsein vom Übergewichte der Europäer diesen abzulernen versucht, soweit es nur anging, ohne daß sie die Europäer selbst ins Land hinein zu lassen brauchten. Viele Jahrzehnte lang saßen, von ihnen unter entwürdigenden Bedingungen geduldet und ausgenutzt, Holländer auf der Insel Deshima vor Nagasaki. Diese waren die neuen Lehrmeister der Japaner. Hier gingen die Japaner sozusagen noch einmal in die unterste Schule, die Elementar-Schule. Hier lernten sie Europäisch. Alle wichtigeren Bücher Europas wurden hier durch die Vermittelung der gefälligen Holländer ins Japanische übersetzt und dann in Japan verbreitet. So drang langsam, aber sicher von dieser bescheidenen Insel aus europäisches Wissen und Können in Japan ein, bevor noch einem Europäer erlaubt worden war, seinen Fuß auf den geheiligten Boden Japans zu setzen.

Als aber die Schranken erst gefallen waren, drangen nicht nur die Europäer in das Land hinein, sondern ebenso die Japaner aus ihrem Lande heraus. Es genügte den Japanern durchaus nicht, nur denen etwas

abzulernen, die der Zufall zu ihnen brachte; sie zogen vielmehr auch selbst in die Welt hinaus.

Es begann die Zeit, wo die Japaner in allen Hörsälen Europas, aber ebenso auch in den Werkstätten und Fabriken auftauchten. Freundlich baten sie allerorten, man möchte ihnen armen Zurückgebliebenen doch Einsicht gestatten in das Wissen und Können der Europäer, deren Ruf bis zu ihnen gedrungen sei. Davon geschmeichelt, ließen die Europäer sie zu, und alsbald strömten immer neue Scharen hinein in die Länder Europas; bald gab es nicht ein Gebiet mehr, das die Japaner nicht durchforscht hätten.

Auch das Militär ließ sie harmlos bei sich ein. Jahrelang standen Japaner als Offiziere in europäischen Armeen, um denen mit unglaublicher Geschwindigkeit alles bis aufs Tüpfelchen abzulernen. Wozu die Armeen Europas viele Generationen und ganze Reihen gewaltigster Kriege gebraucht hatten, um es sich anzueignen, das übernahmen die Fremdlinge aus dem fernen Osten ohne Mühe, spielend.

Europäische Offiziere gingen auch nach Japan hinaus, bauten dort die Armee von Grund aus nach dem Muster Europas auf und schufen damit ein Heer mit den gleichen Vorschriften, der gleichen Taktik — ohne die Folgen von diesem Beginnen zu ahnen.

Die ersten, die den törichten Streich einsahen, den sie begangen, waren die Gewerbetreibenden Europas. Sie merkten es sehr bald, daß die Japaner nicht aus bloßem theoretischen Wissensdrang zu ihnen gekommen waren.

Ein Fabrikant im Königreich Sachsen war einer von den vielen gewesen, die voller Gutmütigkeit einem Japaner Haus und Werkstatt geöffnet hatten. Er stellte Barchent her und lieferte davon regelmäßig eine recht ansehnliche Menge nach dem Auslande. Unter anderem hatte er auch in Japan einen treuen Kunden für seinen Barchent, und so war er nicht wenig überrascht und er-

freut, als sich dieser Kunde eines Tages in eigener Person bei ihm vorstellte. Mit der größten Bereitwilligkeit zeigte und erklärte der biedere Sachse dem Besucher, der so weit hergekommen, die ganze Herstellungsweise seines Barchents. Der kleine Japaner schaute sich alles mit scharfen Augen an, notierte sich auch Verschiedenes und reiste dann ab, begleitet von den Segenswünschen des Fabrikherrn. —

Ein Jahr war etwa vergangen; die Barchentlieferungen nach Japan hatten nach wie vor ihren Fortgang genommen. Mit einem Male aber trat darin eine Stockung ein; es wurde weniger als bisher verlangt; schließlich blieben die Bestellungen gänzlich aus. Der Fabrikherr wollte sich bereits um Aufklärung an seinen alten treuen Kunden wenden; da erhielt er von diesem einen Brief etwa folgenden Inhalts:

„Er hätte inzwischen, dank seinem Besuche in Europa, selbst eine Fabrik angelegt und stelle nunmehr selbst Barchent her, so daß er von jetzt ab keine Bestellungen mehr in Europa zu machen brauche. Nur eines hätte er noch nicht so recht heraus; er hätte sich gerade dieses damals bei ihm nicht aufmerksam genug angesehen, nämlich wie eigentlich der sogenannte Seidenbarchent hergestellt würde? Dieser wolle ihm gar nicht recht gelingen, und so möchte er sich die ergebenste Bitte erlauben, ihm dies doch schriftlich recht eingehend mitzuteilen.“

Da soll dem gutmütigen Sachsen denn doch der Geduldsfaden gerissen sein; er soll sich in einem derben Fluche Luft gemacht haben über die absonderliche Art, in der die Japaner die Fortschritte der Europäer „studieren“. —

Wie dieser eine, so haben unzählige andere Fabrikanten die Folgen ihrer Gutmütigkeit am eigenen Geldbeutel zu spüren bekommen. Man hatte die Fremden für harmlose Touristen gehalten und nicht geahnt, daß diese, heimgekommen, ihre Reiseerfahrungen in so praktischer Weise verwerten würden.

Man ist durch Schaden klug geworden, und heute wird man kaum noch einen Japaner in die Betriebe so weit hinein sehen lassen, daß er sie ohne weiteres nachmachen könnte.

Etwas langsamer mahlen die Mühlen auf militärischem Gebiete. Jahrzehntlang bewegten sich da die Japaner harmlos und schrankenlos. Eines gewaltigen Krieges erst bedurfte es, um der Welt auch darüber die Augen zu öffnen. Nicht Rußland, sondern Europa, ganz Europa, haben die Japaner geschlagen — und zwar mit Europas eigenen Waffen. So denkt wenigstens jetzt der Sieger, der Asiate; er macht zwischen Russen und sonstigen Europäern keinen Unterschied; ihm ist der Russe „der weiße Mann“ ebenso wie die anderen der ganzen Rasse; er wirft Deutsche, Franzosen, Engländer usw. mit den Russen zusammen in einen Topf; und wenn die Japaner — nach der Ansicht der Asiaten — die Russen aufs Haupt geschlagen haben, so haben sie nach ihrer eigenen Auffassung und auch in den Augen der vielen anderen Völker, die Asien beherbergt, die Europäer niedergeschlagen.

Zu diesem Ergebnis hatte das verblendete Europa den Asiaten die nötigen Waffen und hat es deren genaue Gebrauchsanweisung geliefert. Und seitdem erst ist es, daß der laute Ruf erklingt: „Asien den Asiaten!“

Wahrhaftig — das hieß unbedacht handeln! Es war unglaublich töricht, es war ein Angriff wider sich selbst.—



**N**ach diesem wunderbaren Erfolge konnte es nicht ausbleiben, es mußte — wo der Japaner ohnedies zu einem Überschwange der Gefühle neigt — ein unverständiger und übertriebener Patriotismus wachgerufen werden. Das ist aber allemal schlimm; hier war das nun erst recht nicht am Platze. Ein Volk, das sich eben

erst anschickt, in die Reihe der alten Weltvölker zu treten — nachdem es sich jahrhundertlang von diesen abgeschlossen — sollte doch zunächst diese ihrem Werte nach gebührend abschätzen. Wie aber jeder einzelne Japaner im innersten Herzen sich für gesitteter und besser hält, als jeden Europäer, so stellt sich auch die ganze Nation der Japaner ganz unbefangen über alle Nationen Europas.

Wie erklärt sich das?

Nach der gang und gäben Weltanschauung der Japaner — die auch in den Schulen dem Unterricht in der Moral und Ethik bestimmt zugrunde gelegt wird — ist der Mikado der Sohn der Götter. Eine wirkliche Göttin, die Sonnengöttin Amaterasu omikami, hat seinen Urahn Jimmu geboren, und von diesem Urahn, der am 11. Februar 660\*) v. Chr. den Thron bestieg, stammt der regierende Mikado in ununterbrochener Linie ab. Als ein wirklicher „Sohn der Götter“ sitzt er also auf seinem Throne. Sein Wille, seine Worte und Taten sind göttliche Offenbarungen. (Wie bedenklich muß es sein, es einem solchen Gottmenschen z. B. klarzumachen, daß es nötig ist, das Abgeordnetenhaus aufzulösen!) Wirklich aufgeklärte Japaner — an denen natürlich durchaus kein Mangel ist — sind freilich entschiedene Gegner dieser Anschauung; sie haben aber allen Grund, sich darüber auszuschweigen, zumal wenn sie sich in öffentlichen Stellungen befinden. Setzen sie sich nämlich zu dieser Lehre irgendwie offen in Widerspruch, so werden sie rücksichtslos aus allen öffentlichen Stellen entfernt. Namentlich trifft dies alle Lehrer in den Schulen und alle Professoren an den sogenannten Universitäten.

Von bestimmten alten Dichtungen wird gelehrt, daß sie von den Göttern und uralten Mikados herrühren. Nebenbei bemerkt, soll übrigens eine unter diesen alten Dichtungen von einem erlauchten — Affen abstammen,

\*) Der Tag ist heute noch allgemeiner Feiertag, Kigensetsu.

der also zwischen jenen Göttern und Mikados eine vermittelnde Stellung einnimmt. — Die Seelen aller jener Götter und Ur-Mikados weilen im Lande Japan; Japan ist das Land der Götter, somit ein heiliges Land, das aufs äußerste zu verteidigen Pflicht jedes Japaners ist. Japan ist also ein ganz besonderes, ein einziges, ein Ausnahmeland. Es ist das Land der Länder, das Land der Welt, die Welt selbst, um die sich die Geschicke der anderen Länder drehen. Der Mikado ist somit nicht bloß der Herrscher Japans, sondern Mikado, Weltherrscher und Himmelsherrscher, Gott — alles in einer und derselben Person. Alles, was geschieht, sei es in Japan, sei es bei den Chinesen, sei es überhaupt in der Welt, geschieht als ein Ausfluß der geheiligten Person des japanischen Mikado.

Daraus folgt natürlich unmittelbar, daß der Mikado uneingeschränkte Gewalt über jeden seiner Untertanen hat. Seltsamerweise besteht nebenbei etwas, was so aussieht, wie eine Verfassung der Europäer. Wie reimt sich dies mit jener Lehre, mit jenem Glauben zusammen? Nun, das wird der Mikado schon wissen! Hat er selbst doch diese Verfassung eingeführt. Seiner eigentlichen Rechte, seiner persönlichen Gewalt dem Volke gegenüber hat er sich darum doch nicht, nicht um einen Deut begeben. Es verbleibt ihm nach wie vor die persönliche göttliche Gewalt, und niemand findet es ungereimt, wenn trotz aller Bestimmungen der Verfassung der Mikado gelegentlich mittelst seiner Beamten mit rauher Hand und höchst persönlich eingreift, um einzelne Personen, gewisse Parteien, — wenn sie es zu toll treiben, — nacheinander Zeitungsschreiber usw. unschädlich zu machen. Dazu ist er eben Mikado. Er hat die Verfassung gegeben; er kann sie zu jeder Zeit nehmen, unwirksam machen.

Die japanischen Abgeordneten sind wahrhaftig nicht auf den Mund gefallen. Was sie reden können! Und mitunter sieht es wirklich so aus, als sollte nun wirklich alles um und um gekehrt werden — da genügt ein

leichtes Wort vom Mikado — „der Mikado will es so oder so“, und es ist genau wie auf der stürmischen See, wenn dort Öl auf die Meereswellen gegossen wird . . .

Allen Lehren Europas, allen Philosophen der alten Welt zum Trotz, allen Redensarten von Freiheit und Gleichheit zum Trotz, die im eigenen Lande gang und gäbe sind, ist und bleibt Japan ein Land der krassesten Unfreiheit. Trotz aller Verbrämung ist es nichts anderes als ein Sklavenstaat, in dem ein Sultan herrscht — oder vielmehr dessen Kreaturen.

Man glaube nur nicht, daß die Verfassung notwendig dies doch beseitigt haben muß, daß dies mit der Zeit anders werden müsse. Im Gegenteil, die Verfassung hat es befestigt; es ist in die Verfassung selbst hineingeschrieben. In der Proklamation, die im Jahre 1869 der Mikado erließ, ist das aufs unzweideutigste zum Ausdruck gebracht, indem darin das Recht des Mikados auf die Herrschaft eben daher geleitet ist, daß er der unmittelbare Nachkomme jenes Jimmu und somit der Göttin Amaterasu ist.

In der eigentlichen Verfassung, die 1889 gegeben wurde, ist dies ebenfalls in der unzweideutigsten Weise ausgedrückt. Japanische und auch europäische Gelehrte legen dies in etwas nachsichtiger Weise dahin aus, daß dieser alte Götterglaube gewissermaßen die Brücke der alten Zeit zur neuen bilden solle; in Wahrheit ist er aber das Fundament, auf dem überhaupt das ganze Reich Japan und die Kaiserliche Herrschaft hierüber ruht — heute noch wie vorzeiten. In der Verfassung wird auch gar kein Zweifel darüber gelassen, daß der Mikado der Herr des Volkes ist. Alles andere ist nur äußerlicher Zusatz und nur dazu da, um das eigentliche Wesen dieser sogenannten Verfassung zu verdecken. —

Der alte Glaube, die alte Anschauung bestehen noch unberührt im ganzen japanischen Volke fort, von der

höchsten Spitze bis in die letzten Ausläufer der breiten Massen.

Jede große Tat, die ein Japaner verrichtet, ist auf den Mikado als Ursprung zurückzuführen. Es gibt keinen Helden, keinen Krieger, keinen Gelehrten, keinen Dichter, keinen Erfinder, der, wenn er etwas Großes geschaffen, nicht unter dem Einflusse des Mikados gehandelt hätte.

Als während des japanisch-russischen Krieges die großen Erfolge der Japaner Schlag auf Schlag in Tokio bekannt wurden, sah alles — bewundernd zum Mikado auf: wie vortrefflich der seine Sache macht! — Und als dieser seltsamerweise sich verständiger zeigte als alle seine Untertanen — richtig, er ist ja auch Gott! — als er nämlich seine Generäle, die im Felde lagen, zu „ihren Siegen“ beglückwünschte, verbesserten diese ihn. Sie schrieben ihm allen Ernstes zurück: Aber Majestät wissen ja doch, daß nur Sie selbst der Urheber aller dieser Taten sind . . . Selbst der gescheite Togo, der scharfe Kopf, von dem es heißt, daß er Christ sei, schrieb an seine Majestät in einem Schlachtbericht folgendes: „Fast alle Offiziere und Mannschaften sind heil zurückgekehrt — dank der unsichtbaren Schutzgewalt Eurer erhabenen Majestät.“ — —

Der Mikado war es auch, der nach der Anschauung der Japaner die Kultur in Japan einführte; er tat dies, soweit sie ihm für Japan passend schien. Alles, was der Mikado tut, ist an sich gut. Den Japanern wäre selbst der Fall denkbar, daß er eines Tages das Christentum einführte; ja, daß er selbst Christ wird. Er wird dann schon wissen, warum! Ein Mikado, ein Gott! — kann sich alles erlauben. All das sitzt unwandelbar fest im Volke, und so wird der eigentliche Grundgedanke ganz Japans auch ewig bestehen bleiben und auf immer alles Denken, Fühlen und Handeln der Japaner beherrschen. So ist es auch vollständig klar, warum der Japaner sich in Wahrheit über alle anderen Nationen der Welt stellt.

Freilich muß er wohl zugeben, daß die Europäer gewisse Fertigkeiten besitzen; aber das ist ihnen ja abzusehen, abzulernen, und tatsächlich haben sie es ja erlernt. Sie konkurrieren in Gewerbe und Handel mit Europa und vor allem — sie haben die Europäer im Kriege so furchtbar geschlagen. Nichts geht über Nippon!

Yamato Damashi!

Japan den Japanern!

Asien den Asiaten!

Den Europäern kommt das Gruseln an! Ein entsetzlicher Gedanke, daß Japaner und Chinesen zusammen einst über Europa herfallen werden.

Gemach, gemacht! Da wird noch viel Wasser den Yangtsekiang hinunterfließen, bis das einst geschieht. In Wahrheit — es wird nie geschehen. Eher ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß Japaner und Chinesen wieder einmal aufeinander stoßen, wie dies ja schon mehr als einmal der Fall gewesen.

Hierzulande ist man nur allzu geneigt, Japaner und Chinesen zusammenzuwerfen. Die gelbe Hautfarbe ist aber wirklich das einzige, was beide gemein haben; aber gelb sind auch noch andere Völker, ohne daß man sie deshalb alle in einen Topf wirft. Zwischen Japanern und Chinesen bestehen sogar so wesentliche Unterschiede, daß ein Blick genügt, um sie voneinander zu halten, und ihrem Wesen nach sind sie durchaus verschieden.

Auch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit besteht durchaus nicht; nicht einmal ein gegenseitiges Wohlwollen; vielmehr das Gegenteil! Seit Jahrhunderten waren Chinesen und Japaner einander feindlich gesinnt; noch vor wenigen Jahren lagen sie einander ja in den Haaren. Sie sind auch ganz verschiedenen Herkommens. Von den Chinesen weiß man, daß sie seit Jahrtausenden an derselben Stelle wohnen; sie sind die eigentlichen Besitzer ihres Landes. Die Mandschus, trotzdem sie als Sieger und Überwinder in das Land der Chinesen eingezogen, haben in einer langen Herrschaft am Charakter des

Chinesentums nicht eine Linie zu ändern vermocht. Eben-  
sowenig übrigens das Europäertum, und selbst da, wo  
sich dieses kraftvoll auf sie gelegt hat und in sie tief  
eingedrungen ist. Nicht die mindeste innere Änderung  
ist mit ihnen, trotz einem oberflächlichen äußeren An-  
scheine, erfolgt. Es gibt kein Volk der Erde, das so  
wie die Chinesen verwachsen ist mit seiner Scholle und so  
kräftig wie dieses allen äußeren Einwirkungen widersteht.

Ganz anders der Japaner!

Man weiß nicht, woher er ist. — In Japan selbst  
geboren ist er auf keinen Fall. Er ist irgendwo her-  
gekommen. Ob aus Korea? Ob aus Malakka? Ob gar  
aus Amerika? Ja, ob es vielleicht gar ein Stamm der  
Semiten ist, der verloren gegangen? — Darüber mögen  
sich die Gelehrten streiten! Jedenfalls gehört der Japaner  
der Scholle nicht an, auf welcher er jetzt sitzt. Er ist  
ein Fremder im eignen Lande, ein Eindringling, ein Er-  
oberer.

Heimatlos aber, wie er ist, macht er es verständ-  
lich, wenn er bis jetzt keine Ruhe auf dem Boden findet,  
auf dem er sitzt. Der Umstand, daß das Land aus einer  
Kette von Inseln besteht, daß der Boden so häufig wankt  
und schwankt — unterstützt das noch. Überall liegt des  
Japaners Blick auf dem Meere; stets weilen seine Ge-  
danken in der Ferne; es ist ein ewiges Gehen und  
Kommen, der ewige Drang, sich hinauszubegeben, sich  
auszudehnen, sich andern Völkern aufzudrängen — kurz,  
draußen in der Welt sucht der Japaner die Ruhe, die  
ihm das eigene Land nicht geben kann, weil es ihm eben  
von Anfang an ein gänzlich fremdes war. Es ist wie  
ein unbewußtes, ewig unruhiges Suchen nach der unbe-  
kannten Stätte des eigentlichen Ursprungs . . .

Der Chinese geht doch aber auch in die Welt?

Gewiß, aber nur, um zurückzukehren als gemachter  
Mann und dann der Heimat um so fester anzugehören.  
Der Chinese hat eine Heimat, der Japaner — in Wahr-  
heit — keine.

Diese Unruhe liegt merklich ausgeprägt im Charakter des Japaners; sie unterscheidet ihn deutlich vom Chinesen und allen anderen Rassen Asiens, denen sämtlich eine hervorragende Ruhe zu eigen ist, denen sie in den Zügen und Bewegungen liegt. Allerdings weiß der Japaner, wie vieles andere, so auch diese innere Unruhe zur Not zu verdecken, aber dennoch liegt sie deutlich für jeden zutage, der sehen kann, in seinem Blick, seinem Gehen und vor allem in seinen Taten.

Der Chineser ist die verkörperte Ruhe, der Japaner umgekehrt die verkörperte Unruhe. Gerade das dauernde Bestreben, sein natürliches Denken und Fühlen zu verheimlichen, gibt ihm jenes fortwährende Hin und Her der Mienen und der Bewegungen, das doch keine Erziehung, keine Verstellung zu verdecken vermag. Deshalb stellt der Chineser den Japaner und Europäer in dieser Beziehung gleich; er verachtet sie beide, weil es ihnen beiden an wahrer Ruhe gebricht — nur daß die Gründe hierfür himmelweit verschieden sind!

Der Japaner seinerseits hat Respekt vor dem Chinesen; es steckt in ihm immer noch die Erinnerung daran, daß der Chineser einst sein Lehrmeister war, und daß gerade vom Chinesen der Japaner das gelernt hat, was sonst die Welt eigenartig und reizvoll an der japanischen Kultur findet.

In den Schulen Japans, wenn da von China die Rede ist, vergleicht man dies Land mit einem Tiger, der schlummert. Dieser Tiger ist ungefährlich, weil er schläft. Aber wehe, wenn er sich aufrafft! Die ganze Welt müßte vor ihm erbeben! Seltsamerweise schließt der Japaner dann aber weiter, seine Pflicht wäre es, den Tiger ungefährlich zu machen; er soll ihm die Krallen beschneiden, seine Kraft in die richtigen Wege leiten. Das wäre die selbstverständliche und natürlichste Pflicht einfachster Dankbarkeit, da Japan in früheren Zeiten so vieles seinerseits von dem — Tiger gelernt hat.

Von den übrigen Mächten der Welt wird zugleich in Schule und Haus die Anschauung verbreitet, als ob sie lediglich darauf aus seien, China rücksichtslos auszubeuten; nur Japan sei selbstlos; es wolle China nur lehren, was es jetzt mehr wisse und könne. —

Japan drängt sich China auf, trotzdem sich beide von Natur aus abstoßen. Freilich gibt es auch „Japanfreunde“ genug in China, und um den Drachenthron selbst sitzen sie zahlreich beisammen; aber die große Masse der Chinesen ist den Japanern feindlich gesinnt, und bei mehr als einer Gelegenheit ist dies deutlich genug zutage getreten.

Japaner und Chinesen — Freunde? Nichts falscher als dieses!

Vielleicht, daß sie hier und da einmal politisch zusammengehen — aber auch das ist nur im äußersten Notfall zu erwarten; sie sind auch beide noch nicht politisch reif genug dazu, den natürlichen Widerwillen für höhere Zwecke zu unterdrücken.

Sonderbar genug ist es ja, daß Europa dieses wahre Verhältnis zwischen Japan und China noch nicht zur Genuge erkannt hat. War doch Gelegenheit genug, wo die eigentliche Stimmung dieser beiden Länder gegeneinander deutlich zutage trat.

Während der „Boxer“-Zeit betrug sich keines der Völker, die in China auftraten, so ungescheut wie die Japaner. Den Umstand, daß sie ihre Truppenmacht so bequem zur Hand hatten, wußten sie aufs beste auszunützen. Es war aber auch niemand so gut vorbereitet gewesen auf den damaligen militärischen Ausflug als gerade sie. Sie waren ja schon wenige Jahre vorher (1894—95) drüben gewesen, und sehr wider Willen hatten sie das Land damals räumen müssen. Jetzt kamen sie zurück, Schulter an Schulter mit denen, welchen sie ihren Abzug zu verdanken hatten. —

Wie leuchteten die Augen der Offiziere! — Wie grinnten die Gesichter der Mannschaften, wenn sie in

die Dörfer drangen! Niemand kannte so wenig Rücksicht gegen die „Gelbgesichter“, wie diese Nation mit denselben Gesichtern! Wo die europäischen Truppen, eingedenk ihres Drilles und ihrer angeborenen Gesittung, zauderten, da griffen die Japaner rücksichtslos und mit derber Faust zu.

Man hat es hier und da den europäischen Truppen etwas übel genommen, wenn sie Kontributionen auflegten, wenn sie ab und zu zerstörten oder sogar plünderten. Wie aber haben erst die Japaner gehaust! Millionen sind in ihre Taschen verschwunden. Keiner verstand sich so gut darauf, die Schätze ausfindig zu machen, die ihre „Brüder von der gelben Rasse“ gerade vor ihnen vergraben hatten. Eine Unzahl zweifelhafter japanischer Händler bewegte sich dauernd im Kreise der japanischen Truppen, und unter deren Machtbereich nutzten sie diese Zeit des Umsturzes aller Dinge in der rücksichtslosesten Weise aus. Der europäische Soldat hat wohl ab und zu einmal zerstört und geplündert, weil ihn die Wut erfüllte wegen der entsetzlichen Greuel, die sich die „Boxer“ zuschulden kommen ließen. Der japanische Händler aber glitt geschmeidig hin und her, wie eine Hyäne des Tages, handelte und schacherte, nahm und raubte wo möglich, unter dem Schutze seiner Soldateska.

Als andere Völker sich anschickten, eine recht beschränkte Zahl von Mandarinen für ihre offenbaren Schandtaten gebührend abzustrafen, gab es erst ein ängstlich' Hin und Her, ein langes Besinnen, ein Berichten und Telegraphieren bis nach Europa — bis ihrer zwei oder drei richtig ihre Köpfe verloren. Die Japaner? — Sie ließen fröhlich ihr Richtschwert niedersausen, und Hunderte verloren Kopf und Kragen ohne viel Federlesen. —

Blut kittet. Aber auch solches, vergossen in dieser Weise? Sollte es eine Freundschaft kittet, die nur dem Namen nach, nur in den Augen der Europäer zwischen Japanern und Chinesen besteht?

Nein, solche Taten werden von den Völkern nicht vergessen, gehen von Mund zu Munde, von Generation zu Generation und können den Haß nur nähren, der zwischen den beiden Brüdern der gelben Rasse bereits besteht.

Ja, es ist — um es beim richtigen Namen zu nennen — wirklich Haß, von Natur aus begründet, gefördert durch die Ereignisse und bewußt wie unbewußt fortgepflegt bis in die neueste Zeit.

Sonderbar genug ist es freilich, daß die Japaner den Chinesen — ihren Feinden von 1894 und 95 — 1904 zu Hilfe kamen, als diesen die Russen durchaus nicht wieder vom Leibe gehen wollten. Aber die Chinesen, schwach wie sie waren, mußten froh sein, daß die Japaner für sie vorgingen. Von einem starken Feinde muß man sich mitunter auch eine Wohltat gefallen lassen . . . mit knirschenden Zähnen, denn nichts ist schlimmer als gerade dieses. —

Die Chinesen ließen es sich gefallen mit sehr gemischten Gefühlen.

Ein hoher chinesisches Mandarin, der später Gesandter an einem europäischen Hofe wurde, scheute sich nicht, Ende 1903, als die Frage noch schwebte, an der offenen Tafel seines Gouverneurs laut auszurufen, so daß alle Gäste, die Dienerschaft und die zahlreichen Zuschauer es deutlich vernahmen:

„Warum fallen jetzt die Japaner nicht über die Russen her?“

Für sich selbst zu schwach, um etwas wider die Russen zu unternehmen, wünschten die Chinesen nichts sehnlicher, als daß die Japaner über diese herfielen. Im Stillen trösteten sie sich wohl damit, daß die Zeit schon noch kommen würde, wo auch mit Japan abgerechnet werden würde, und die Japaner wieder fühlten sich nach ihren Proben der Kraft wahrhaftig stark genug, um es hinterdrein auch mit den Chinesen aufzunehmen. Vor der Hand waren sie Helfer, Freunde, und das gemeinsame Kriegsgeschrei war: „Asien den Asiaten!“

Eine schöne Losung! Die Chinesen haben sie aber nicht erfunden, sondern die Japaner. Der Chinese hält es für ganz selbstverständlich, daß er Herr seines Landes bleibt, und er wird es — trotz alledem; dazu ist er viel zu sehr ein Erzeugnis seines Landes selbst. Der Chinese begnügt sich mit dem Schrei: „China den Chinesen!“ Und er ist ziemlich lebendig dabei, diesem Grundsatz Leben zu verleihen. Der Japaner aber geht weiter und gellet dem Chinesen in die Ohren: „Asien den Asiaten!“ Er weiß, warum und in welchem Sinne. In Wahrheit heißt dies nämlich: „Asien den Japanern!“

Die Japaner, selbstbewußt wie sie sind, halten sich für die führende Nation Asiens, und wenn sie Asien den Asiaten zubilligen, dann sind eben die führenden Asiaten, sie selbst, damit gemeint. Jene Losung ist also im Grunde wider die Chinesen gerichtet, und das sollten diese klugen Menschen nicht begreifen? Sie begreifen es; sie wissen, was sie von ihren Brüdern von der gelben Rasse zu halten haben, sie halten sie für ihre Feinde; und — das sind sie!

Im Jahre 1895 haben die Chinesen den Japanern die Insel Formosa abtreten müssen. Damals mag dies auf die große Masse der Chinesen weiter keinen Eindruck gemacht haben. Inzwischen aber ist bei ihnen der vaterländische Geist auffallend erwacht, und heute empfinden sie diese Abtretung als einen Raub. Ein Gebiet, beinahe so groß wie ihre Provinz Chekiang, ist ihnen durch einen Pinselzug abgenommen worden. Was die Insel wert war, erkennen sie jetzt deutlich an dem, was die Japaner daraus gemacht haben, und um so stärker ist die Erbitterung, vor allem in den südlichen Provinzen und insbesondere in den Provinzen Fukien und Kiangsi, welche der Insel gegenüberliegen, denn der Handelsverkehr zwischen diesen und Formosa ist heute beinahe ausschließlich in den Händen von Japanern, und jene beiden Provinzen betrachten sie als ihre Domänen. —

Aber weiterhin ist auch die Vorgeschichte des japanisch-russischen Krieges von ihnen wohl beachtet und bisher nicht vergessen worden, soweit es sich um politisch reif gewordene Chinesen handelt. Der großen Masse ist allerdings weisgemacht worden, daß die Japaner voller Selbstlosigkeit wider die Russen auszogen, daß sie den Russen die Mandchurei wieder abjagen wollten, aber uneigennützig, wie sie einmal sind, nur, um sie China unversehrt wieder zuzustellen.

In Wahrheit lag die Sache doch etwas anders.

Die Japaner hatten schon damals ihr Auge auf Korea geworfen, nachdem sie dieses Land vorher in ihrem Kriege gegen China „frei“ gemacht. Sie wollten damals schon Korea haben und waren dazu bereit, sich mit den Russen über die Form des Besitztums zu verständigen. Sie hatten sich, nach langem Hin und Her, schließlich nicht gescheut, den Russen folgenden Vorschlag zu machen: Ihr Russen behaltet die Mandchurei, die ihr nun einmal habt; wir Japaner nehmen in der gleichen Weise Korea; wir gestehen euch zu, daß ihr unsere Oberherrschaft über Korea kontrollieren dürft, dafür müßt ihr euch aber auch gefallen lassen, daß wir eure Herrschaft über die Mandchurei kontrollieren. Mit den ersten drei Punkten waren die Russen wohl zufrieden, den vierten aber auch nur zu erwägen, hielten sie für ihrer unwürdig, und so fiel dieser Vorschlag ins Wasser, und es kam zum Kriege um die Mandchurei. Die Tatsache aber bleibt damit bestehen, daß die Japaner sich ohne Rücksicht auf China, ja auf dessen Kosten mit Rußland zu verständigen bereit waren. Wie sie jetzt, wo sie das strittige Land den Russen abgenommen und es den Chinesen wieder der Form nach zurückgegeben haben, in diesem auftreten und wirtschaften, — ist nicht viel anders als russisch, ja schlimmer. Alles das kann doch kein einsichtiger Chinese den Japanern vergessen; er sieht es dauernd vor Augen! —

Die Japaner ihrerseits suchen freilich die Freundschaft der Chinesen; ja, sie drängen sich ihnen mit allen Mitteln auf.

Es besteht seit 1895 in Japan und China ein seltsamer Verein. Japanisch nennt er sich „Toadobunkai“, chinesisches „Tung-a-tung-wen-hui“, was sich etwa übersetzen ließe in „Verein für die Länder mit gemeinsamer Kultur Ostasiens“. Hüben wie drüben gehören diesem Vereine einflußreiche Männer an; auch in Peking sitzen zahlreiche Mitglieder — in unmittelbarer Umgebung der Kaiserin sogar. Sind diese Männer blind? Oder sind sie gekauft? Deutlich stehen doch diesem Vereine, trotz seiner Verkappung, Ziel und Zweck an der Stirne geschrieben: China von Japan aus wirtschaftlich zu erobern und politisch zu durchdringen.

Der Verein unterhält mit schwerem Gelde eine Reihe von Schulen in China — z. B. in Schanghai eine solche mit etwa 300 Schülern. Hier werden Japaner zu Chinesen gemacht. Sie müssen sich sofort Zöpfe wachsen lassen; sie werden gelehrt, Haltung, Gebärden und Sprache der Chinesen anzunehmen. Nach drei Jahren sind sie so weit. Sie sind dann auch im kaufmännischen Wissen, in der englischen Sprache, vor allem aber in der Politik und militärischen Dingen genügend ausgebildet, und so werden sie — mit genauen Anweisungen versehen — über das Innere Chinas verteilt. Kein wichtiger Platz bleibt frei von ihnen. Dort sollen sie unter Chinesen leben, beobachten, berichten, und was der einzelne so auffängt und berichtet, das wird sorgsam in Tokio gesichtet und das Wesentliche dann gar gedruckt und so allen anderen mitgeteilt.

Was soll das? Was will Japan damit? Die Japaner sagen: Sie suchen auf dem Wege Fühlung und Freundschaft mit den Chinesen zu gewinnen, eine allmähliche Verschmelzung vorzubereiten. Warum aber sind die Japaner einer solchen Verschmelzung im eigenen Lande so sehr entgegen? Bis heute ist es Chinesen unmöglich

gemacht, sich in Japan anzusiedeln; selbst naturalisiert werden sie nur in einigen wenigen Hafenstädten, wo man sie ihrer geschäftlichen Gewandtheit und sonst in Japan ungewohnten — Redlichkeit wegen nicht entbehren kann!

Die Chinesen stehen dieser Aufdrängung der Japaner im allgemeinen — die Ausnahmen sitzen vornehmlich in Peking — mißtrauisch gegenüber. Sie sehnen sich durchaus nicht nach einer Durchdringung von seiten Japans. Sie erinnern sich ganz gut, daß vorher Korea und die Mandschurei in genau derselben Weise von den Japanern durchdrungen wurden — wirtschaftlich und politisch — und was war dann die Folge? —



**W**ürde es in Europa wohl möglich sein, daß einer der Handelsminister einen Erlaß herausgäbe, worin er den Handeltreibenden ans Herz legt, doch „möglichst ehrlich“ zu sein? Und wenn ein solcher Erlaß wirklich herauskommen könnte — was wäre die notwendige Folge davon? Allgemeine Entrüstung, entschiedene Abweisung. Denn Ehrlichkeit, „Treu und Glauben“ bilden die natürliche Grundlage in Handel und Wandel bei den Europäern.

In Japan konnte ein solcher Erlaß erscheinen. Er erschien auch, ohne daß nur eine Stimme sich hören ließ, die sich entrüstet oder auch nur befremdet ausgesprochen hätte. Danach scheint es fast, als ob dort in Handel und Wandel das Umgekehrte von Treu und Glauben üblich und selbstverständlich sei. — Es ist ja auch zur Genüge bekannt, in welch' rücksichtsloser Weise japanische Fabrikanten und Händler das ausnutzen, was die fremden Firmen sich mühsam erworben. Sie denken: Wird schon einmal nachgemacht, dann aber gründlich! Bis auf die Ausstattung, die Aufmachung, die Einpackung! Wo aber ein gesetzlicher Schutz vorhanden ist durch

Marken u. dergl., da wird er auf verschmitzte Art umgangen. Kein Japaner findet darin etwas.

Der Japaner ist stets bereit, bei Handelsabschlüssen die erschwerendsten Bedingungen anzunehmen. Bei der Ausführung der Verträge hapert es aber. Es mag sein, daß dies vornehmlich daran liegt, daß selbst die Kaufleute in Japan an einem Überschwange des Gedankenganges leiden, so daß sie sich selbst gutgläubig vorgaukeln mögen, sie würden schon imstande sein, das Abkommen trotz alledem zu erfüllen. Jedenfalls aber erleichtert ihnen den Abschluß ein anderer Gedanke von sehr greifbarer Natur: Die Gewißheit nämlich, daß der Ausländer, mit dem er abgeschlossen, ihn doch nicht zur Erfüllung des Vertrages anhalten wird, weil er ganz gut weiß, daß es unendlich schwer für ihn ist, vor japanischen Gerichten Recht zu bekommen. Solchen Gerichten untersteht auch der Ausländer, vor solchen muß er sein Recht suchen. Nun soll durchaus nicht gesagt sein, daß japanische Richter absichtlich das Recht beugen; nein, aber sie sind und bleiben eben Japaner, und es wohnt in ihnen genau die gleiche dehnbare Auffassung getroffener Abkommen. Wie können sie da den Landsleuten wohl Unrecht geben? — Die Erfahrung hat das zur Genüge gelehrt; die Ausländer hüten sich vor Klagen gegen Japaner wie vor brennendem Feuer. —

Die Zündhölzer, so unscheinbar sie sind, bilden einen wichtigen Gegenstand des Welthandels. Schweden stand darin lange einzig da, bis die Japaner sich auf die Herstellung der „schwedischen Streichhölzer“ warfen. Sie haben ein gleich gutes, wenn nicht noch geeigneteres Holz dazu, und dazu die billigen Arbeitskräfte. Man hätte glauben sollen, daß sie — wenn schon — dann wenigstens in einen lauterem Wettbewerb mit Schweden treten würden; aber von Anfang an gingen sie darauf aus, sich vollständig auf den Spuren der schwedischen Vorgänger unter deren Marken einzudrängen, und noch heute segeln sie mit ihrem Erzeugnis lustig unter frem-

der Flagge. Bis auf die geringsten Äußerlichkeiten ahmen sie die „Schweden“ nach, um aus der Arbeit und dem Kapital, das Jene aufwandten, mühelos Vorteil zu ziehen. Ein wirklich berechtigter Wettbewerb wäre es gewesen, hätten sie sich bemüht, für denselben niedrigen Preis ein womöglich noch besseres Erzeugnis offen und ehrlich mit japanischer Marke zu liefern, und bei der Lage der Dinge mußte ihnen dies in der Tat erreichbar sein. In Wahrheit liefern sie aber eine geringere Qualität unter den alten schwedischen Marken. Aber auch die Qualität ist eine Marke; ja, sie ist im Grunde genommen die sicherste; und daran erkennt man die Japaner trotz alledem. Wenn von drei Zündhölzern immer eines nicht zündet, dann ist die Marke mit Sicherheit festgestellt: Es sind keine „Schweden“, es sind „Japaner“. —

Sehr bedeutsam ist natürlich auch der Seidenhandel Japans, und wenn er auch hin und her schwankt, so nimmt er im ganzen doch zu; aber auf dem Weltmarkte bereitet er sich selbst durch seine eigenartigen Gewohnheiten die ärgsten Schwierigkeiten, so daß im eigenen Lande sich die Stimmen erheben mußten, die darauf dringen, dieses schwierige Geschäft in den zuverlässigen Bahnen der anderen Nationen zu halten.

Auch die Baumwolle bildet für Japan einen Gegenstand außerordentlich regen Handelsverkehrs. Hier sind die üblen Gewohnheiten noch mehr eingerissen. Ein starker Teil des Gespinnstes geht natürlich nach China, wo es aber auf den ernsthaftesten Wettbewerb mit englischen, indischen und amerikanischen Erzeugnissen stößt. Bei uns zu Lande kommt es auch wohl vor, daß ein Wurstmacher verkündet, er habe ein blankes Goldstück mit verwurstet, und da hat er dann seinen besonderen Zulauf; jeder möchte die Wurst mit dem Goldstück haben. Der Japaner weiß in ähnlicher Weise die bekannte Spielsucht seiner chinesischen Abnehmer auszunutzen, indem er seinen Baumwollballen — Lotterielose als Prämien beipackt. Dies stößt natürlich auf entschiedenem Ein-

spruch des reellen Handels der anderen Nationen; aber ob es auf die Dauer Mittel gegen solche Art des unlauteren Wettbewerbs gibt, steht dahin — wenn sie nicht im eignen Land gefunden und verwendet werden. — Der japanische Handelsminister kennt jedenfalls kein Mittel dagegen. —

So tastet und hastet der Japaner auf allen Gebieten in seiner Art den anderen Völkern nach. Nichts gibt es, das er nicht versucht; von seiner Phantasie getrieben, stellt er sich selbst die schwierigsten Aufgaben, setzt eine Menge Kraft und Geld dahinter, um zumeist mit einem Fehlschlag zu enden. Die Geschichte eines großen Stahlwerks ist in dieser Beziehung besonders bezeichnend.

Bei Wakamatsu, auf der Insel Kiushu, die der japanischen Hauptinsel Hondo westlich vorgelagert ist, haben die Japaner während der letzten Jahre des verflossenen Jahrhunderts dieses Stahlwerk angelegt, das namentlich dazu bestimmt sein sollte, den Stahl zu liefern, der in der Marine und der Heeresverwaltung Japans gebraucht wird. Das Werk wurde im Auftrag des Staates von der Oberhausener Hütte gebaut, was wohl darauf schließen läßt, daß es nach den neuesten Erfahrungen und in sehr überlegter Weise entworfen und ausgeführt worden ist. Im Jahre 1900 erklärte der als Sachverständiger auftretende japanische Professor Wada das Werk für vollendet; 1901 brachte es keinen Gewinn, 1902 dagegen einen solchen von einer halben Million Yen. Seitdem aber hat es nur Verluste gebracht. Dabei hat das Werk eine ungemein günstige Lage. Es liegt am Meere und ist den größten Seeschiffen unmittelbar zugänglich; es hat seinen eigenen Hafen; die Kohlen kommen aus den unmittelbar dabei liegenden Bergwerken von Moji; auch eigene Eisengruben besitzt es. Insgesamt wurden 56 Millionen Yen dafür aufgewendet; über 30000 Pferdekräfte an Maschinen, 7000 Arbeiter und 3000 Kulis arbeiten darin, über 240 000 Zentner Kohlen werden im Jahre darin verbraucht, und neben dem eigenen Erz

werden aus China jährlich noch 150 000 Tonnen eingeführt. Trotzdem hat das Werk seit 1902 keinen Überschuß mehr zu erzielen vermocht!

Der jetzige Direktor ist natürlich ein Japaner, wie überhaupt alle europäischen Kräfte allmählich durch Japaner ersetzt worden sind. Er gibt zu, daß das Werk so, wie es ist, nicht rentieren könne. Er verlangt zum völligen Ausbau weitere 20 Millionen Yen und eine Bauzeit von 3 Jahren. Von 1911 ab stellt er dann eine Rente in Aussicht, jedoch nur dann, wenn der Einfuhrzoll auf Stahl weiter erhöht wird.

Die Gründe für das Mißlingen des Unternehmens — das seinerzeit so starke Besorgnis wegen des Rückganges des Absatzes von Stahl nach Japan erweckte — sind wohl vor allem darin zu suchen, daß die Japaner der Leitung eines so gewaltigen Betriebes nicht gewachsen sind. Außerdem liegen aber auch entschieden ungünstige Betriebsverhältnisse vor. So versagten alsbald die eigenen Eisenerzgruben, da sie sich erschöpften; die Kohlen stiegen innerhalb der letzten 5 Jahre um hundert Prozent im Preise und die Löhne um fünfzig Prozent. Sehr ungünstig wirkt es auch auf den Betrieb ein, daß drei verschiedene Maßsysteme in Anwendung sind: Der Meter für das Heer, der englische Fuß für die Marine und der japanische Shaku für die privaten Bestellungen. Vor allem aber mangelt es im stärksten Maße an wirklich geschulten Arbeitern; die wenigen aber, die zu haben sind, verlangen ungeheure Löhne.

Trotzdem ist die Anlage eines neuen Stahlwerks im Gange, das allerdings ein Privatunternehmen ist und auf der Insel Hokkaido (im Norden der Hauptinsel) angelegt werden soll. Die Phantasie arbeitet unbegrenzt weiter. —

Sonderbar! Höchst sonderbar! Somit bleibt ja sozusagen kein gutes Haar an den Japanern, die doch für gewöhnlich so gut dastehen! Aber wenigstens als Soldaten, als Militärs und Taktiker muß man sie doch gelten lassen? —

Wir wollen einmal zuschauen.

Sie sind viel bewundert worden wegen ihrer militärischen Erfolge, bestaunt und gepriesen. Von ihrer militärischen Entwicklung vernahm man ja beizeiten. Der Krieg wider die Chinesen war eine erste Kraftprobe, und den Erfolg gönnte man ihnen zunächst einstimmig, weil überall ein sonderbarer Mißmut gegen die „verrottete Kultur“ der Chinesen bestand.

Wie billig aber war dieser Erfolg erkauf! Die Chinesen hatten sich eines Krieges gar nicht versehen. Sie hatten alles, was voranging, nicht für ernst genommen. Und nun flogen plötzlich die blauen Bohnen ihnen um die Ohren. Mit ihren Fächern und laut lachend, als ob ihnen das alles Vergnügen mache, haben ihre Soldaten zum Teil die Kugeln abzuwehren versucht.

Vier Jahre darauf waren die Japaner noch um ein gehöriges Stück weiter. Sie standen, marschierten und fochten unter den europäischen Truppen und konnten sich neben diesen wohl sehen lassen. Wieder taten sie — gerade damit — einen Schritt vorwärts; es war eine „Übung“, die sie bei den Europäern ableisteten.

Und so waren sie schließlich zu dem Kampfe reif, der ihnen von allem Anfange an vorgeschwebt — dem Kampfe mit denselben Russen, mit denen sie Schulter an Schulter gestanden hatten. —

Die Kampfbedingungen schienen aber doch allzu ungleich: hier der russische Riese, dort der japanische Zwerg. Es war ja sonnenklar, wer unterliegen mußte! Die Überraschung über den Ausgang war um so größer.

Aber es war vollständig richtig: die Kampfbedingungen waren wirklich ungleich, nur daß sie vollständig zugunsten Japans lagen. Der Riese lag von vornherein wehr- und waffenlos am Boden; der Zwerg aber stand schon lange aufrecht, wirklich „erzberoit“ vor ihm, von Waffen starrend. Bald trampelte er dem Riesen auf dem Leibe herum.

Japan führte den Krieg dicht vor seinen Toren, auf einem Gebiete, das ihm bekannt — unter einer Bevölkerung, die ihm gleichartig war. Spielend warf es sein Menschen- und sonstiges Kriegsmaterial dahin. Rußland aber hatte einen Kolonialkrieg zu führen. Mit unendlich lang ausgestrecktem Arme hatte es sein ganzes Material erst mühsam dahin zu schaffen. Es hatte auch an den Krieg nicht geglaubt, war vollständig unvorbereitet und schließlich auch gänzlich unlustig dazu, während den Japanern das Kriegsfeuer wild unter den Nägeln brannte.

Was für ungleiche Kämpfer! Europäer hier — Asiaten dort! Freilich, die Asiaten steckten in europäischen Kleidern und hatten alles Rüstzeug Europas bis zum Telephon und Luftballon mit sich gebracht; ja sie handelten nach allen Regeln der europäischen Taktik — dennoch blieben sie Asiaten, die in der blinden Treue von Sklaven in den Tod gehen. Und dem gegenüber ein Heer, nach allen Lehren modernster Kriegskunst aufs feinste in allen Teilen abgestuft und abgegliedert — in keinem Punkte eine brutale Masse, sondern ein Kunstwerk, bestehend aus Hunderttausenden von Rädern, von denen jedes einzelne eine lebendige Person für sich ist.

Eine solche Kriegsmaschinerie, so feingliedrig zusammengesetzt und in Bewegung gebracht, mochte wohl gut dazu sein, gegen eine ähnliche zu kämpfen, aber nicht dazu gemacht, einer Horde blindwütig drauf los rasender Sklaven etwas entgegenzusetzen. Port Arthur hat trotz alledem schließlich fallen müssen, weil der Russe den letzten Rest der Seinen schonen wollte, während der Japaner über die steinigten Angriffsfelder hinweg immer neue Scharen jagte von solchen, die gar nicht einmal kämpfen noch schlagen, sondern einfach nur sterben wollten.

Wenn die Europäer untereinander ihre Kämpfe ausfechten, dann geht es selbst auf ihren Schlachtfeldern nicht viel anders zu als auf den friedlichen Stoppelfeldern

ihrer Manöver. Der einzige Unterschied ist, daß es dann etwas mehr Kranke, Verwundete und Tote gibt. Im großen und ganzen ist es das Übliche, Abgemachte, Vorgesehene — kurz — genau besehen — ungefähr dasselbe, was in den beiderseitigen Felddienststörungen gedruckt steht. Keiner von beiden Teilen kann viel überrascht werden. Es besteht eher umgekehrt eine geheimnisvolle Verständigung, eine Art immer wieder wirkenden latenten Waffenstillstandes zwischen den Kämpfenden. Es ist und bleibt ein Spiel, wenn auch ein blutig endendes, das sich vollzieht nach beiderseits angenommenen Regeln und Gesetzen.

Anders bei sogenannten „wilden“ Völkerschaften. Da gibt es nur auf der einen Seite ein Reglement, und darum läßt dieses in der Regel diesen einen Kämpfer im Stich. Auf eine neue, eigenartige Taktik ist kein Reglement angelegt. Aber schon ein Ansturm unbegrenzter Massen ist wider alles Reglement, und so schlägt er alle Kunst des Feldherrn.

Alle Völker Europas haben darin schon ihre Erfahrung gemacht und machen sie zu ihrer Verwunderung immer wieder aufs neue bei immer neuen Völkern da draußen. Die Armeen Europas sind zunächst dem Ansturm sterbenwollender Massen nicht gewachsen. Nur an einer Kleinigkeit hing es 1900 in China und von all den Truppen, die Europa so sorgsam ausgewählt und bewaffnet hinausgesandt hatte, wäre auch nicht ein Mann heimgekehrt.

Wenn die Russen den Japanern unterlagen, so ist damit noch lange nicht gesagt, daß sie tatsächlich minderwertig sind. Sie könnten ruhig noch einmal besiegt werden, und noch immer würde damit nichts anderes bewiesen, als das, daß die Japaner noch nicht zur Genüge europäisiert sind, um von Rußland geschlagen zu werden. Japan muß dazu noch weiter fortschreiten; das europäische Reglement ist ihm noch nicht zu Fleisch und Blut geworden. Den Augenblick muß Rußland abwarten,

wo dies der Fall ist; dann wird es infolge seiner größeren Masse Japan schlagen.

„Nur wenn Kriegsgewohnheit und Volkscharakter in dauernder Wechselwirkung einander tragen, darf ein Volk hoffen, eine Stellung in der politischen Welt zu haben“ — sagt Clausewitz.

Ein wahres Wort!

Der Volkscharakter der Japaner steht fest; er ist bis ins letzte hinein ein anderer als der der Europäer. Die jetzige, neue Kriegsgewohnheit aber, die ihnen künstlich beigebracht und aufgelegt worden ist, tut durchaus nicht das, was Clausewitz als notwendig bezeichnet: sie steht nicht in dauernder Wechselwirkung zum Volkscharakter; ja, sie widerspricht ihm vollständig. Noch aber steckt ein starker Rest der alten natürlichen Kriegsgewohnheit im Japaner, und so siegt er heute noch; so gelingt es ihm heute tatsächlich, sich in der politischen Welt auf einer hohen Stellung zu halten.

Man fahre in Japan nur so fort! Man entferne sich immer weiter von den natürlichen Bedingungen seiner Stärke, und es ist dies der beste Weg, sich die Stellung in der Welt zu untergraben. —

Genau so wie in den Künsten des Friedens, sucht Japan auch auf militärischem Gebiete allzu genau nachzuahmen. Wie dort, so wird auch hier die äußere Form wohl erreicht, aber es mangelt am inneren Gehalte. Kleine Teile des Volkes mögen das ganze Wesen erfassen; die große Masse aber, das Land selbst wird nur oberflächlich davon berührt.

Echt japanisch dagegen — somit dem Volkscharakter entsprechend und auch in der verlangten dauernden Wechselwirkung — ist ein besonderer Zug im Wesen der japanischen Kriegführung, in der Vorbereitung zum Kriege, nämlich die sorgsame vorherige Auskundung des Gegners — und zwar vorsorgend schon in Friedenszeiten.

Seit der „Boxerzeit“ hatten sich die Russen in der Mandschurei festgesetzt, sie wankten und wichen nicht,

allen Einsprüchen der eigentlichen Herren des Landes zum Trotze. Erst eines blutigen Krieges bedurfte es dazu. So hielten die Russen dieses Land jahrelang besetzt, d. h. hier und da an wichtigen Punkten standen ihre Truppen, aber um Land und Leute selbst kümmerten sie sich nicht im geringsten, trotzdem sie doch eine Ahnung davon haben mußten, daß sie hier einmal zu fechten hatten.

In ganz anderer Weise traten die Japaner auf.

Auch sie saßen seit der „Boxerzeit“ in derselben Mandschurei, aber heimlich, verkleidet — ganz im Sinne des Vereins „Toadobunkai“. Einzeln oder in kleinen Trupps, aber doch massenhaft saßen sie an allen wichtigen Punkten — als Händler, Agenten, Photographen . . . Keiner sah ihnen den wahren Beruf, ihre eigentliche Bestimmung an; keiner ahnte, was eigentlich ihre Aufgabe war.

Als aber im Februar 1904 der Krieg zwischen Japan und Rußland ausbrach, schwirrten alle diese Gäste auf, wie ein Volk Hühner vor dem Fuße des Jägers aufschwirrt, und verschwanden in der Richtung der Heimat. Die Dampfer, die zu jener Zeit von China aus nach Japan führen, brachten sie alle dorthin zurück, und jeder, der wollte, konnte sie nun sehen — die Offiziere, die der japanische Generalstab solange in der Mandschurei hatte leben lassen, um auf den kommenden Krieg genügend vorbereitet zu sein.

Viele hatten es für nützlich gehalten, während ihres Aufenthaltes in der Mandschurei sogar ihre Heimat zu verleugnen; sie hatten, um so recht unauffällig zu sein, sich einen Zopf wachsen lassen oder einen solchen angesteckt, wie das auch die christlichen Missionare zu höherem Zwecke oftmals tun. Auf den heimkehrenden Dampfern saßen sie zum Teil noch in dieser Verkleidung, und es grinsten ihre Gesichter voll innerer Freude, daß ihnen alles so gut gelungen.

Gleiches hatten die Japaner schon 1896 bald nach dem Kriege mit China getan; sie hatten heimlich ihre

Offiziere in die Provinz Chili geschickt und überall, wo es erwünscht schien, Aufnahmen machen lassen. Was war die Folge? Sie allein waren über das Kriegstheater der „Boxerzeit“ wirklich unterrichtet.

Unter den anderen Nationen gab es nicht eine einzige, welche verständige Karten für den Schauplatz ihrer Taten besaß. Selbst der preußische Generalstab hatte keine einzige richtige Karte zur Hand. Selbst von der Hauptstadt Peking wußte er nichts Genaueres, und doch handelte es sich damals gerade darum, wie man die Gesandten der gesamten gesitteten Welt den ungesitteten Klauen der Pekinger ungefährdet wieder entriß. Europa hatte dazu eine Auswahl seiner besten Soldaten, seine glänzendsten Offiziere dahin geschickt, und das oberste Kommando führte ein Stratege allerersten Ranges — aber alle Tapferkeit, alle Strategie mußten versagen, gab doch keine Karte richtige Auskunft über das wildfremde Land. Wie hießen die Orte? Wie verliefen die Flüsse? Wie gingen die Straßen? Wie fand man sich zurecht vor diesem Häusermeer der Millionenstadt, wo die Eingeschlossenen bedrängt und hilflos saßen? —

Der preußische Generalstab in seiner Not ließ damals einen Stadtplan von Peking abziehen, der 40 Jahre früher in einer Wiener Bauzeitung erschienen war! Diesen alten, unvollkommenen, für militärische Zwecke ganz unbrauchbaren Plan drückte er seinen Offizieren in die Hand.

Dagegen die Japaner!

Wie waren sie so vortrefflich ausgerüstet! Ausgezeichnet unterrichtet! Sie kannten Land und Leute, jede Ortschaft, Weg und Steg. Die übrigen Truppen gingen in der Irre; sie wußten überall genau Bescheid. Überall legten sie mit sicherer Hand immer auf das Wichtige Beschlag. In den Ortschaften sah man ihre große Kriegsflagge gerade immer vom Dache des reichsten Mannes wehen; sie hatten allezeit die besten Quartiere; sie allein hatten das Land wirklich in der Gewalt.

Da zeigte sich deutlich der Wert ihrer vorherigen Auskundung. Es ist eben ihre Art, ihre Kriegsgewohnheit, vorher Kundschafter reichlich auszuschicken, um sich von vornherein über das Volk und das Land zu unterrichten, womit sie einmal zu tun bekommen.

Um so seltsamer ist es freilich, daß sie ihrerseits es höchst übel aufnehmen, wenn nur der Vermutung Vorschub geleistet wird, es könnte ihnen von seiten anderer Nationen ebenso ergehen. Solche Möglichkeit versetzt sie in Besorgnis und Wut und spiegelt ihnen die unwahrscheinlichsten Dinge vor.

Sie waren es doch selbst, welche vorzeiten eine so erhebliche Zahl von Europäern ins Land zogen, damit sie Lehrmeister im eigenen Hause hätten. Man hat sie freilich inzwischen nach Möglichkeit wieder abgestoßen, seit man in Japan meint, genug von ihnen gelernt zu haben; aber immerhin sitzt noch eine beträchtliche Zahl davon im Lande — harmlose Menschen, die ihrem bürgerlichen Berufe nachgehen, und die doch wahrhaftig nichts weniger sind als Spione. Als solche gelten sie aber, und der entwürdigendsten Bewachung sind sie unterworfen.

Während des Krieges gegen Rußland gar galt jeder Europäer bis hinauf zu den Mitgliedern der Gesandtschaften als Spion. Ihre Briefschaften, ihr Umgang, ihre Lebensweise erfreuten sich der innigsten Teilnahme der Behörde. Fremde gar, die zu jener Zeit ins Land kamen, wurden in schimpflicher Weise behandelt und geradezu belästigt. Dauernd war ein Beauftragter der Polizei hinter ihnen her und durch kein Mittel der Welt abzuschütteln.

Ohne Beispiel steht die Art da, in der Japan 1904 und 1905 die Kriegsberichterstatter behandelt hat. Als Deutschland und Frankreich 1870 und 71 ihren großen Kampf miteinander austrugen, befanden sich in beiden Lagern die Berichterstatter aus der gesamten gesitteten Welt. Sie waren dabei nicht lediglich geduldet; man drückte nicht ein Auge zu ihretwegen — sondern sie

waren willkommene Gäste, die sogar über das Maß hinaus verhätschelt wurden. Jede der beiden Nationen wußte eben, was eine verständige Berichterstattung für einen solchen Krieg zu bedeuten hat!

Es gibt Zweikämpfe, die im Dunkeln ausgefochten werden. Zeugen werden in den Raum erst eingelassen, wenn es wieder still darin geworden ist. Das mag eine Sache privaten Abkommens sein; ein Krieg aber zwischen zwei großen Nationen ist die öffentlichste Angelegenheit von der Welt. Wenn zwei solche Nationen miteinander ringen, so ist dies kein Duell im Dunkeln; es ist überhaupt kein Duell nur zwischen Zweien, sondern die ganze Welt sicht mit, die ganze Welt steht auf der einen oder der anderen Seite, und zwar von der Entwicklung des Zwistes an, bei dessen Fortgang seine Stellung wechselnd, einmal hier, einmal dort. Die Welt muß also davon wissen, kämpft sie doch im Stillen mit — mit ihren Interessen, mit ihren Sympathien. Jede kleinste Wendung im Kampfe interessiert die Welt, die um die Kämpfer steht. Es ist ja auch kein Ringkampf zweier Athleten, welcher nur der Schaulust wegen da ist und der Wetten wegen. Im Ringkampfe zweier großen Nationen trifft jede kleinste Änderung der Stellung auch die Zuschauer. Jede neue Stellung gibt auch den Zuschauern eine neue Stellung nicht bloß zu denen, die da kämpfen, sondern auch zu allen anderen Nationen, die gleich ihnen anscheinend nur ein wenig zusehen.

Und die das Geld für den Kampf hergegeben haben? Müssen diese nicht zu allen Zeiten darüber unterrichtet sein? Haben somit nicht beide Kämpfer selbst das dringendste Interesse daran, daß die Ergebnisse alsbald bekannt werden? Freilich, die Nachricht von einer Niederlage ist dem Unterlegenen niemals erwünscht; wenn ihr aber der Weg verschlossen wird, dann findet ein andermal auch die Nachricht von einem Siege keinen richtigen Weg und keinen Glauben, und auf die Dauer

wächst die Wahrheit schließlich doch aus dem Boden heraus, und keiner drückt sie nieder.

Welche Torheit also, im Dunkeln zu fechten! Die Japaner aber wollten wirklich ihren Kampf im Dunkeln abmachen, vielleicht um dann in der geöffneten Tür umso strahlender als Sieger dazustehen! Sie verschlossen den Kriegsschauplatz den Berichterstattern oder legten ihnen doch solche Bedingungen auf, daß verständige Berichte unmöglich werden mußten. Nebenher ging noch eine Art der persönlichen Behandlung, die geradezu aller Würde entbehrte. Die nächste Folge war, daß diejenigen, die wirklich etwas auf sich hielten, den Platz verließen; eine weitere, daß auch Rußland ähnliche Maßregeln treffen mußte, um nicht im Nachteil zu sein. Der Kampf vollzog sich somit in der Tat bald mehr oder weniger, wenn nicht im Dunkeln, so doch in einem zweifelhaften Dämmerlichte, womit keiner Seite recht gedient war; und noch bis zur Stunde ist man über den wirklichen innersten Verlauf der Kämpfe in der weiteren Welt nicht so unterrichtet, wie es sonst der Fall gewesen wäre.

Freilich, die Japaner konnten nicht anders handeln, es lag das in ihrer Natur, in ihrer ganzen Denkweise. Verschlagen, wie sie sind, immer bedacht darauf, das wahre Gesicht nicht zu zeigen, mußten sie tatsächlich glauben, auch einen solchen Krieg mehr oder weniger im Geheimen abmachen zu können. Zum Teil ist ihnen ja ihre Absicht auch gelungen; es hat lange Zeit gebraucht, daß auch von ihnen Niederlagen und Verluste bekannt wurden, und noch heute liegt für die große Welt ein unklarer Nebel über Japan — nicht zum Nachteile der Japaner, denn der Nebel vergrößert bekanntlich das Bild der Gegenstände, die darin stecken; aus Hügeln macht er Berge, zu Riesen macht er Zwerge.



**W**as für liebliche Geschöpfe—diese Japanerinnen! In der Tat—wie Schmetterlinge! Auf den ersten Blick nehmen sie den Fremdling gefangen. Wie reizvoll sind sie gekleidet in ihre seltsamen, bunten Gewänder! Und wie bescheiden sind sie! Ganz Demut und Anmut! Die Liebenswürdigkeit in eigener Person!

Bei näherer Betrachtung, und wenn man ihre Blicke sucht, fällt es freilich auf, daß sie einem in Wahrheit nichts zu sagen wissen. Ihre Gesichter—nicht einmal durchaus schön nach dem Geschmack der Europäer—sind jedenfalls nur anmutige Masken. Aus keinem Zuge quillt auch nur eine Andeutung von jener Fülle von Gefühlen, die sonst eines Weibes Seele kaum festzuhalten weiß. Hier ist jedes Gefühl gedämpft und sorgsam abgeglichen. Ist erst der Reiz der Neuheit vorüber, dann bleibt uns der beschämende Eindruck, als sei an diesen anmutigen Geschöpfen alles nur Kunst und Make, und wenn wirklich ein Ton erklingt, der uns trifft und rührt, dann denken wir rechtzeitig an Berechnung und Verstellung. —

Denn wir wissen ja: dem Japaner ist es das erste und letzte Ziel aller Erziehung, seine wahren Gefühle zu verbergen. Wenn er Schmerz empfindet, pflegt er zu lachen; wenn er haßt, freundlich zu grinsen; wenn er verachtet, leise zu lächeln.

Die Europäer besitzen den traurigen Mut, sich zu zeigen, wie sie sind. Sie wagen das auf die Gefahr hin, mit ihrer Person dafür eintreten zu müssen.

Der Japaner verkriecht sich mit seinen innersten Gefühlen scheu vor den Andern und auch vor sich selbst; das dünkt ihm die Krone des Menschentums.

Wenn wir die Japanerin, dies liebreizende Wesen, lachen sehen, wenn sie uns freundlich anschaut—lacht sie wirklich oder verstellt sie sich? Wer kann es wissen? Zweifelnd schauen wir auf das schöne Maskenspiel.

Der Japaner hat so vieles geschaffen, worauf er selbst stolz ist und wovon wir verwundert stehen. Seltsam sind seine kleinen Ziergewächse. In niedrigen Töpfen zieht er sonderbare Stämmchen auf. Diese fußhohen Alraunwurzeln sind eigentlich dieselben Bäume, — Kirschbäume und Pflaumenbäume, Zedern und Tannen, — wie sie bei uns im freien Boden groß in die Höhe wachsen. Der Japaner weiß sie in ihrem natürlichen Wachstum zu hemmen, er dreht und drehselt sie, daß sie in ihrem Topfe kümmerlich weiter wachsen. Aber klein und verkümmert, wie sie sind, tragen sie Blüten und Früchte — wie die großen! Seltsame Erzeugnisse einer grausamen Kunst! Aber ihre Frauen erinnern daran! Auch sie sind in gleicher Weise künstlich gezogen. Auch sie glänzen mit einer Fülle berauschender Blüten, aber in Wahrheit ist ihnen das natürliche Wachstum genommen; es sind Topfgewächse, denen es an Boden und Freiheit gebricht.

Die Frau ist in Japan nicht mehr als eine Null. Sie steht gesellschaftlich nicht höher als bei wilden Völkerschaften. Welch' Unterschied gegen die Länder, mit denen Japan sich zu vergleichen pflegt, die es zu überragen meint! —

Nicht einmal in China steht die Frau so niedrig wie in Japan. Die Chinesin ist als verheiratete Frau immer etwas älter als ihr Mann, und da das Lebensalter in China eine so große Rolle spielt, gilt sie als klüger denn ihr Mann. Als Mutter und gar als Schwiegermutter hat sie sogar eine besondere Bedeutung. Sie ist freilich in keiner Weise anmutig, aber sie ist — eben wegen des Maßes an Achtung, das sie genießt — durchschnittlich ziemlich gescheit, über viele Dinge unterrichtet und auch im Handel und Wandel recht bewandert. In China verwundert man sich so nicht weiter darüber, daß eine Frau seit beinahe 50 Jahren die Zügel der Regierung in den Händen hält; ja, gescheite Kaiserinnen,

starke Regentinnen dieser Art hat es auf dem Drachenthron schon wiederholt gegeben.

In Japan wäre das ein Ding vollständiger Unmöglichkeit. — Nicht nur etwa deswegen, weil es der Staatsverfassung widerspricht. Nein, der Japaner hat aber so wenig Respekt vor der Frau als Mensch, daß eine regierende Kaiserin einfach ein Unding wäre; jeder Gehorsam würde versagen. Dem Japaner ist die Frau nur die Frau, das weibliche Wesen, das Mittel zur Fortpflanzung seiner eigenen wertigen Person, das er nebenher noch aufs vorteilhafteste als Dienerin, als Ackergaul, vielleicht auch als Gehilfin im Geschäfte verwendet. Erst in allerneuester Zeit zeigen sich andere Strömungen, die aber beileibe nicht vom herrschenden Manne, sondern von der geknebelten Frau ausgehen. Sie will sich jetzt die Stellung wirklich verschaffen, die sie nach den neuen Gesetzen (welche den Europäern nachgemacht wurden) eigentlich schon haben müßte.

Der Japaner, der soviel von Anderen genommen hat, gab — um sich auf der Höhe zu zeigen — auch der Frau äußerlich die Stellung, die sie in Europa besitzt. Die Vielweiberei hat dem Gesetze nach seit einem Menschenalter aufgehört. Ja, in dem Drange, Europa möglichst alles nachzumachen, hat der Japaner sich sogar dazu bequemt, der Frau eine gewisse Stellung im Bereiche seiner Gedanken- und Gemütswelt einzuräumen. Namentlich in neuester Zeit tritt beim japanischen Schriftsteller deutlich das gewaltsame Streben zutage, auch in der schönen Literatur die Frau zum Mittelpunkte zu machen, was ihm freilich schwer genug fällt, da es der Natur des Japaners in Wahrheit vollständig widerspricht; aber es gibt das den Novellen und Romanen, Gedichten und Theaterstücken einen neuen Reiz, es erinnert an Europa, und ebenso wie die Helden ihrer neuen Schauspiele jetzt nach neuestem Pariser Schnitt im schwarzen Frack und in weißer Weste auf die Bühne kommen, ebenso dreht sich der Inhalt solcher Stücke um eben die

gleichen Frauenfragen, die unsere eigenen Stücke füllen. Aber es bleibt alles rein äußerlich, weil solche Fragen die breiten Massen der japanischen Frauenwelt noch lange nicht zu bewegen vermögen. —

In Wahrheit besteht, was Mann und Frau betrifft, das uralte orientalische Verhältnis fort.

Noch heute spielt bei einer Heirat die Person der Braut keine Rolle. Der Vermittler, der Wahrsager sind ausschlaggebend; der Wille der Eltern macht die Ehe. Wenn nur alle Sicherheit gegeben ist, daß die Frau demaleinst regelrecht Kinder zeugt, dann ist das Geschäft richtig.

Und dann die Ehe?

Nun, die Frau — das muß gesagt sein — hält sie treu und ehrlich; aber der Mann — desto weniger. Untreue bei der Frau gilt auch als etwas Unerhörtes, Entsetzliches; beim Manne ist die Sache weiter nicht schlimm.

Die Japaner brüsten sich damit, sie hätten, auch was die Frau betrifft, mindestens die gleiche Gesittung wie die Europäer. Wohl, sie haben unsere Gesetze abgeschrieben, aber nicht unsere Anschauungen mit übernommen. Von all dem, was unsere Frauen nebenher und lange nach den Gesetzen sich erkämpft und errungen haben, weiß man in Japan nichts. Darin ist Japan noch heute Orient, und was die Frauenfrage betrifft — wie unendlich weit sind da Orient und Okzident noch voneinander entfernt! Ja, sie werden auf ewig darin auseinander gehen.

Wenn wir hierzulande aus dem Wust und Schlamm des Alltags uns so recht erheben wollen, wenn wir der Frauen gedenken, dann lassen wir in uns wiederklingen die Zauberworte, die Romeo und Julia miteinander tauschen; wir gedenken voll Teilnahme des Schicksals von Abälard und Heloise; wir himmelhochjauchzen und sind zu Tode betrübt mit Faustens Gretchen. Da strebt unsere Seele auf und verklärt, was doch echt menschi-

liche Leidenschaft ist, mit dem goldenen Schimmer einer weihevollen Hingabe der Persönlichkeit.

Wo aber liegen auf diesem Gebiete die Ideale der Japaner? Auch er kennt solche. Auch er hat „berühmte Liebespaare“. Wie aber steht es um diese?

Ein Beispiel für viele:

Vor etwa 260 Jahren lebte ein junger Bursche — natürlich ein Samurai — namens Shirai Gompachi, der sich schon im Alter von erst 16 Jahren den Ruf erworben hatte, daß er vortrefflich mit den Waffen umzugehen wußte. Er hatte das „Unglück“, im Streite um einen Hund einen Genossen zu erschlagen, und mußte deshalb seine Heimat verlassen. Er beschloß, nach der Hauptstadt Yeddo zu ziehen, um dort sein Glück zu versuchen. Unterwegs traf er in einem Gasthause ein wunderschönes Mädchen namens Komurasaki, das sich alsbald sterblich in ihn verliebte. Um Mitternacht, als der junge Mann schlief, kam sie zu ihm, um ihn zu wecken und ihm mitzuteilen, wie sie erfahren, daß ihn eine Räuberbande überfallen wollte, um ihm das geheiligte Samurai-Schwert abzunehmen, das er trug. Auf diese Weise rechtzeitig gewarnt, gelang es ihm, sich der Räuber zu erwehren und sie sämtlich niederzuschlagen. Der Vater des schönen Mädchens war ein reicher Kaufmann und bereit, dem jungen Helden seine Tochter zur Frau zu geben. Diesen aber zog es gewaltig nach der Hauptstadt; er verließ den Ort, die schöne Komurasaki blieb trauernd zurück. Nach verschiedentlichen Abenteuern gelangte er in der Tat in die Hauptstadt, und hier hörte er alsbald unter seinen Bekannten unendlich viel Rühmens von einer Schönen machen, die in dem bekannten Stadtteil Yoshiwara als Insassin eines öffentlichen Hauses lebte. Gompachi hatte nichts Eiligeres zu tun, als nach Yoshiwara zu der Schönen zu pilgern, und war nicht wenig überrascht, als er in der so viel gepriesenen Schönen seine Retterin Komurasaki wiederfand. Der Vater hatte nämlich inzwischen all sein Geld verloren,

und da hatte die Tochter voller Edelmuth sich in das öffentliche Haus verkauft. Gompachi trug sein Geld nun hier in das Haus, und als es ihm daran zu mangeln begann, wurde er — Räuber und erschlug nächtllicherweile immer einen um den andern, nur um das nötige Geld zum Besuche des Hauses in Yoshiwara zu gewinnen. Schließlich wurde er abgefaßt und hingerichtet. Die Geliebte eilte auf die Schreckensnachricht herbei, stieß sich am Grabe des Räubers einen Dolch ins Herz und starb. Sie wurde dann an der gleichen Stelle wie der Geliebte begraben. —

Das Grabmal ist noch heute zu sehen; es steht unweit Tokio (dem alten Yeddo); es ist zu einem richtigen Wallfahrtsorte für Liebende geworden und für ganz Japan zu einem Sinnbilde treuer Liebe — was etwa ebenso ist, als wenn wir zum Grabe Rinaldo Rinaldinis und seiner Rosa wallfahrten wollten. —

Yoshiwara! Yoshiwara!

Opferstätte des Sinnengenusses! Du Großstempel der Venus! Du bist das eigentliche Sinnbild japanischer . . . Liebe!

Unweit Tokio liegt diese Stadt, und sehenswert genug ist sie. Reisende Frauen und Mädchen hat es allezeit geprickelt, und nur wenige haben sich gescheut, diese gewaltigen Frauenkäfige kühlen Auges zu betrachten, wo zu Tausenden und Abertausenden auf der offenen Straße hinter eisernen Gittern Mädchen aller Muster ausgestellt und feilgehalten werden — zum sofortigen Genuß. Diese armen, verdammten Geschöpfe! Voller Galgenhumor schäkern sie mit den Kauflustigen, und schelmisch strecken sie die kleinen zarten Fingerchen zwischen den Stäben heraus, etwa wie in den Tiergärten Tiger die Krallen ihrer Tatzen durch die Gitter stecken . . .

Die Fremden mögen sich diese sonderbaren Warenhäuser nur recht genau ansehen und sie gut in der Erinnerung behalten — zeugt doch nichts so deutlich als gerade dies von der Verachtung, die der Japaner für die Frau

im Herzen trägt. Er könnte wirklich nicht Tausende von Frauen dem öffentlichen Kaufe preisgeben, wenn er die Frau selbst nur um ein Weniges höher stellte als alle die käuflichen Weiber dort. HA HA

Was seid ihr Japaner doch so unendlich weit von wahrer Kultur entfernt! Ihr seid noch auf der Stufe, wo Europa vor vielleicht 1000 Jahren war. Seitdem aber ist es wahrhaftig anders geworden. —

Nur ein Volk, das die Frau ehrlich achtet, das sie dem Mann gleichstellt, ist ein wirklich gesittetes Volk. Nur ein solches Volk ist auf der Höhe der Zeit, und nur solche Völker arbeiten auch mit am Fortschritte der Zeit.

Geradezu peinlich fühlt sich der Fremde berührt, der da sieht, in welcher Weise die verheiratete Frau sich dem Manne gegenüber benimmt. Diese Unterwürfigkeit mag bei den Gebildeten zum Teil heute bloß noch Form und Verstellung sein, aber diese äußere Form ist immerhin ein Teil inneren Lebens, und bis heute sieht wenigstens die große Masse der japanischen Frauen in dem Manne noch den Gebieter im Hause, den Herrscher im Leben draußen. Es ist richtig, daß sich eine Besserung bemerkbar macht; aber es geht recht langsam damit. Die japanische Frau beginnt, sich um die öffentlichen Angelegenheiten zu kümmern; und die Männer — nach Europa schielend — lassen sie gewähren. Mädchenschulen, Fortbildungsschulen für Mädchen, sogar Mädchen-gymnasien sind entstanden und beginnen zu wirken; selbst in die höheren Schulen läßt man sie — sich immer nach Europa richtend — ein. Im japanischen Abgeordneten-hause gibt es eine besondere Loge für die Frauen, und diese ist jetzt zumeist gefüllt, und aufmerksam hören die Frauen den Rednern im Saale zu. Die Frau, sonst ausgeschlossen vom gesellschaftlichen Verkehr der Männer, tritt langsam auch in diese Kreise ein. In den Gesandtschaften, auf den Hoffesten Tokios erscheinen schon lange die Frauen; ja, sie kommen auch

in den Kleidern der Europäerinnen, nach deren allerneuester Mode sogar — ganz unjapanisch, tief, tief ausgeschnitten, so tief, daß man deutlich des gelben Meeres Busen branden sieht — aber wie gering ist die Zahl dieser wenigen bevorzugten Frauen gegen die vielen Millionen, die sonst ihr Leben noch verbringen nach echt japanischer, ostasiatischer Weise, auf dem weiten Lande, in den abgelegenen Bergdörfern, verachtet und unfrei, Dienerinnen der Männer, Sklavinnen, und noch dazu Sklavinnen von Männern, die — alles in allem und genau betrachtet — selbst nichts anderes sind als — Sklaven . . .

Und mit solchen überschwemmt man die anderen, die alten wahrhaft gesitteten Länder voll freier Männer?

Bleibt doch im Lande und nähret euch redlich!

Es wird uns weisgemacht, Japan wäre zu stark bevölkert, der Überschuß müßte notwendig außer Landes gehen. In Wahrheit ist es nicht stärker bevölkert als Deutschland. 114 Einwohner kommen auf den Quadratkilometer. Deutschland hat ja auch eine gewisse, aber durchaus nicht übermäßige, nicht unnatürliche Auswanderung. Dort aber arbeiten Dutzende von Auswanderungsgesellschaften mit Hochdruck; die Regierung selbst jagt und hetzt ihre Landeskinder hinaus in die Welt. Aus einer einzigen Stadt, Sendai, sind 10 000 Familien ausgewandert! Wenn ein Land aber nur Miene macht, diese Auswanderer nicht mit offenen Armen aufzunehmen, dann beginnt ein gewaltiges Schreien und Streiten! In Wirklichkeit liegt beinahe ein volles Drittel Japans noch unbebaut, und für 30 Millionen Japaner wäre da überreichlich Platz im eigenen Lande!

Dieser ewige Drang, sich draußen in der Welt groß zu tun! Und im Lande selbst liegt noch alles brach und im argen!

Keine Fabrikgesetze! Frauen und Kinder werden in der rücksichtslosesten Weise ausgenutzt. Abscheuliche Arbeitsverhältnisse! Löhne zum Gotterbarmen:

Frauen und Kinder, die Papiertüten kleben, Zündholzdosen bekleben, Photographien bemalen, Zeitungen falzen, Wäsche nähen, Zahnstocher schnitzen, Pappschachteln machen, Strümpfe stricken — sie alle verdienen, wenn's hoch kommt, 12 bis 20 Pfennig am Tage! Den chinesischen Kulis, welche die Kiushu-Bahn einführen wollte, hatte die Gesellschaft die Stirn, ganze 10 Mk. für den Monat zu bieten — als das Ortsübliche! Und in der Tat — seinen eigenen Beamten zahlt Japan auch nicht wesentlich mehr; seine Schutzleute besoldet es mit 40 bis 90 Mk. im Monat; die 100 000 Schullehrer und Lehrerinnen gar — denen es doch die patriotische Züchtung des Nachwuchses anvertraut — findet es mit knapp 30 Mk. im Monat ab. Dabei eine dauernde Steigerung der Preise für Lebensmittel! Selbst der notwendige Reis ist um ein Fünftel gestiegen!

Auf der anderen Seite — eine rücksichtslose Ausbeutung des Kapitals! Vermögen, die bei der fortwährenden Umwälzung aller wirtschaftlichen Dinge im Schlaf verdient werden! Banken, die wie Giftpilze in die Höhe schießen, dann rasch in kleinen und kleinsten Beträgen den Sparern Millionen vom Munde wegnehmen und über Nacht wieder verkrachen — ohne daß auch nur ein Yen wieder herausspringt, und ohne daß den Bankhaltern auch nur ein Haar gekrümmt wird! Dampfergesellschaften, die maßlose Subventionen einstecken und dank diesen überallhin ihre ebenso schmutzigen als unsicheren Schiffe laufen lassen, um glatt 20—30 Prozent Dividende damit herauszuschlagen! Schwer reiche Kaufleute, die unter Hochdruck Ausfuhr betreiben, weil die Regierung unausgesetzt dahinter steht, treibt und mit Geld unterstützt. Dagegen eine dauernde Erschwernis der Einfuhr, ein unaufhörliches Bohren gegen die fremden Kaufleute, die sie betreiben! Immer neue, schwerere Zölle auf die Einfuhr! Immer neue Monopole! Alles, was halbwegs Erträge bringt — auch die Eisenbahnen — in den Händen des Staates. Der Tabak, das Salz, der

Kampfer, das Opium — alles Monopol! Alles bis zu unerhörten Preisen in die Höhe getrieben! Die billigsten Zigarren, die man rauchen kann und die hierzulande für 4 Pfg. zu haben wären, kosten in Japan achtmal so viel. Will eine arme Arbeiterin ihrem Gompachi eine Aufmerksamkeit erweisen, dann muß sie volle drei Tage lang Tüten kleben oder Fujiyamas bemalen, bis sie das Geld beisammen hat für eine einzige Zigarre, — die der Liebste dann in zehn Minuten verpufft! . . .

Das ist Japan!

Durch einen Willen von oben knechtisch beherrscht; den ärgsten Schrecken des Kapitalismus ausgeliefert; durch Monopole bewegungslos; Milliarden ausgebend für sinnlose Rüstungen, dagegen knickernd mit jedem Yen für wirkliche Fortschritte und wahre Bildung; bis über die Ohren verschuldet; von außen durch turmhohe Zölle abgesperrt — die noch dazu den fremden Gläubigern verpfändet sind — und doch auf dieselbe Außenwelt angewiesen; mit ihr gehen wollend um jeden Preis und doch gefesselt und geknebelt; himmelhoch strebend und doch durch all dies Elend aufs tiefste erniedrigt; unter blauem Himmel ein ewig zitterndes und bebendes Land, ein ruheloses, unglückseliges Volk — ja, das ist in Wahrheit Japan, das ist das gesegnete Nippon! Das ist das Land der Ausnahme! Das Gottesland! — Nach außen, in den Hafenorten, um die Machthaber herum alles prachtvoller Glanz — dafür schon unmittelbar dahinter, in den Schmutzvierteln Yokohamas und Tokios und erst recht weiter auf dem Lande — das dunkelste Elend!

Ein Gott auf dem Throne, wenige Herren um ihn herum und dafür im Lande draußen — Millionen von Bettlern! — — —

Friede  
 im  
 Sozialismus  
 Berlin



